

Das hölzere Dorf

Autor(en): **Münzer, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573121>

Nutzungsbedingungen

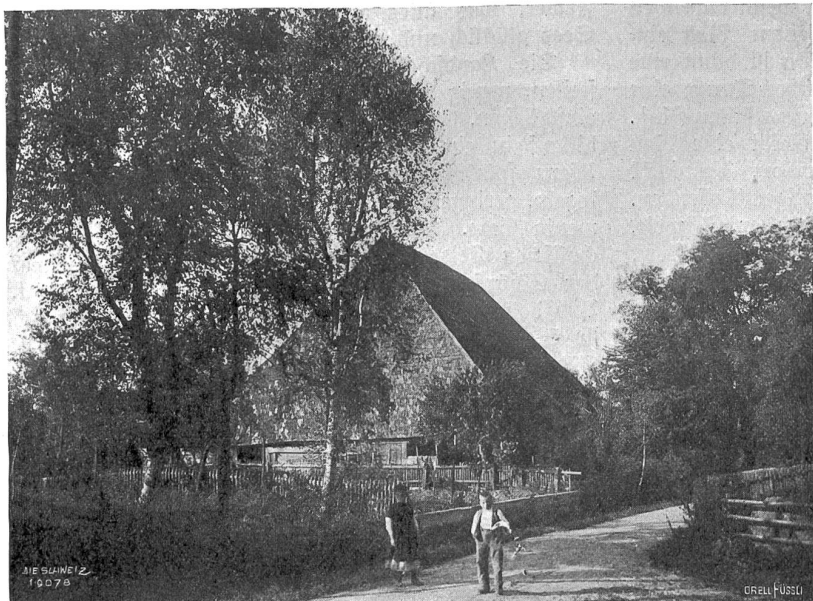
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



In Thörigen (Oberaargau, St. Bern). Phot. B. Moser, Zürich.

finden sich nur vereinzelt, und weiter bekannt ist eigentlich nur das Stelldichein der „großen Kanonen“, die Rennbahn Derkton bei Zürich, die trotz ihrem jugendlichen Alter schon eine ruhmreiche Geschichte hinter sich hat.

Unendlich ausgedehnt sind die grünen Bahnen des Landes, die Wiesengründe und Matten. Da kann es nicht wundernehmen, daß der Rasensport so üppig

in die Halme schießt und die Reiter Besitz ergreifen von der natürlichen Piste, die gewöhnlich Almend oder so was heißt. Hoppegarten oder Auteuil mögen über einen raffinierteren Turf verfügen, einen schönern Rahmen aber als beispielsweise Luzern, wo sich alljährlich zweimal die besten Ställe des In- und Auslandes messen, vermag kein Rennplatz weit und breit aufzuweisen. Zürich ist bekannt durch seine Hindernisrennen. Auch Bern, St. Gallen, Lausanne, Genf usw. haben schon so manche Steeplechase gesehen.

Fußbälle regnet es an allen Ecken und Enden, und zum großen Teil werden sie von ausländischen Studenten und Schülern aufgefangen, während sich mit den Tennisbällen mit Vorliebe die wohlgesiebte Crème der Gesellschaft bewirft. Flims in Graubünden heißt ihr Dorado.

Jeder, der einen Sonntag in der Schweiz verlebt hat, weiß, daß es ihm da von allen Seiten in die Ohren kracht, als hätte die Schweiz Krieg in Permanenz, und von Turngeräten und Sprungbrettern in den Seebädern will ich lieber gar nicht anfangen.

Der Sport ist der beste Kulturmesser. Das behaupte ich auf die Gefahr hin, damit ein Schlagwort geboren zu haben...

Das hölzerne Dorf

Studie von Kurt Münzer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Nicht nur Bücher haben, wie Menschen, ihre Schicksale; auch Landschaften und Städte erdulden ein Geschick, unabhängig von Vorzügen und Verdienst. Das blinde Glück waltet allenthalben. Die besten Mädchen bleiben sitzen, die edelsten Bücher verborgen und die schönsten Orte unbekannt. Einsame, weltfremde Täler, herrlich wie vergessene Paradiese, liegen unbesucht neben einer banalen, dennoch weit berühmten Landschaft; Städtlein, in mittelalterliche Stimmung versunken und den Zauber eines Märchens in den Gassen, träumen ungestört dicht bei charakterlosen, aber wohlbesuchten Städten. Und so gibt es Orte, die nichts weiter zu bedeuten scheinen, als einem bestimmten Zweck zu dienen: man steigt in ihnen um, wechselt den Zug, vertauscht ihn mit Dampfer oder Post. Aber sonst ist der Ort nichts über die Umsteigestation hinaus. Man stürmt von einem

Bahnsteig zum andern, stürzt vom Bahnhof zur Schifflande oder Poststation, in all der unglück-



Straße in Elm (St. Gallen). Phot. G. Gautier, Graz.

seligen Reifehaft, sieht nichts, und erst, wenn man weit draußen ist, sein Gepäck geordnet, seinen Platz eingenommen hat, schaut man zurück. Da ist dann eine schöne blasse Silhouette, ein wunderlicher Turm, eine alte Mauer, träumerische Gärten an einem stillen Fluß. Wie versäumtes, verscherztes Glück bleibt eine blau umduftete Stadt zurück, und Nachdenken, Sehnsucht und Beklommenheit befällt den leichtfertigen Reisenden.

So gibt es an einem grünen See der Schweiz, da, wo ein grüner junger Fluß in ihn strömt, ein Dorf, am Bergabhang gelegen, langhin den See begleitend, von einem weißen Kirchlein still überragt, das ein unverdientes Schicksal duldet. Es ist eine Umsteigestation. An seinem Bahnhof liegt die Schiffslände, der Dampfersteg, und die Tausende, die allsommerlich durch das schöne Land streichen, tun nichts anderes, als daß sie hier umsteigen. Das nahe Oberland, die berühmtesten Gipfel, die internationalen Kurorte rufen mit lautester Stimme. Man vertauscht die Bahn mit dem Dampfer und fährt weiter. Weiter, weiter ... Wer sucht noch Frieden, Stille und Abgeschlossenheit? Draußen auf dem See entdeckt man plötzlich, daß ein Idyll dort hinten zurückbleibt, an der steilen Berglehne. Eine Reihe heller Mauern, von hölzernen Häusern überragt. Ein hoher Fall stürzt über eine Felsenlehne und rauscht zu einem höheren am jenseitigen Ufer hinüber. Kleine Terrassen spiegeln sich in der stillen Flut. Ferner rückt und ferner der besonnte Strand, leer, ruhig und glänzend. Wenige sind zurückgeblieben. Denn eine Bergbahn führt von hier auf einen ausichtsreichen Gipfel. Aber den absolviert man schnell; er gehört so nebenbei in das große Reiseprogramm. Am nächsten Morgen bricht man auf. Immer nur einzelne bleiben, bleiben länger in einem kleinen Hotel, in dem der Luxus noch ein ferner, ferner Begriff ist. Alte schöne Bauernhäuser sind es, von Holz erbaut, mit knarrenden Treppen, kleinen Fenstern und kühlen, niedrigen Fluren, in denen man wohnt. Aber erst wenige haben dieses Idyll entdeckt, am See, am Fuß des Oberlandes, in einer Landschaft, deren Entwicklung von der Eiszeit her man so herrlich an ihrer Formation ablesen kann. Gletscher strömten starr und tief durch das Tal, wo heut an dem zurückgebliebenen See das Dorf verschlafen sich dehnt.

Ueber ihm schwebt das furchtbare Schicksal Meiringens und Grindelwalds. Der Schrecken des Feuers bedroht seine hölzernen Straßen. Wie so oft das Heilige, ist hier die Flamme zugleich ein Gegenstand der Furcht, man scheut, was man verehrt, und das Element, das das Leben erhält, bedroht es zugleich. In den Straßen stehen, oft hart aneinander, dann gesondert, in Gärten, oder durch berganföhrnde Gassen getrennt, die schönen alten Holzhäuser. Auf steinernem Unterbau erheben sich die festgefügtten harten Balken, geschnitzt, farbig aufgehöhht, das Schindeldach ragt schattend und schirmend weit vor. Altanen mit geschnitzten Geländern schwingen sich unter den Fenstern hin, freie Außentreppe führen zur niederen Tür hinauf. Wettergebräunt und sonnengebleicht fügen sich die Häuser sanft und harmonisch in die Landschaft, in das Grau und Braun der Felsen, das Grün des Tannenwalds, der Wiesen, in die Goldfarben der

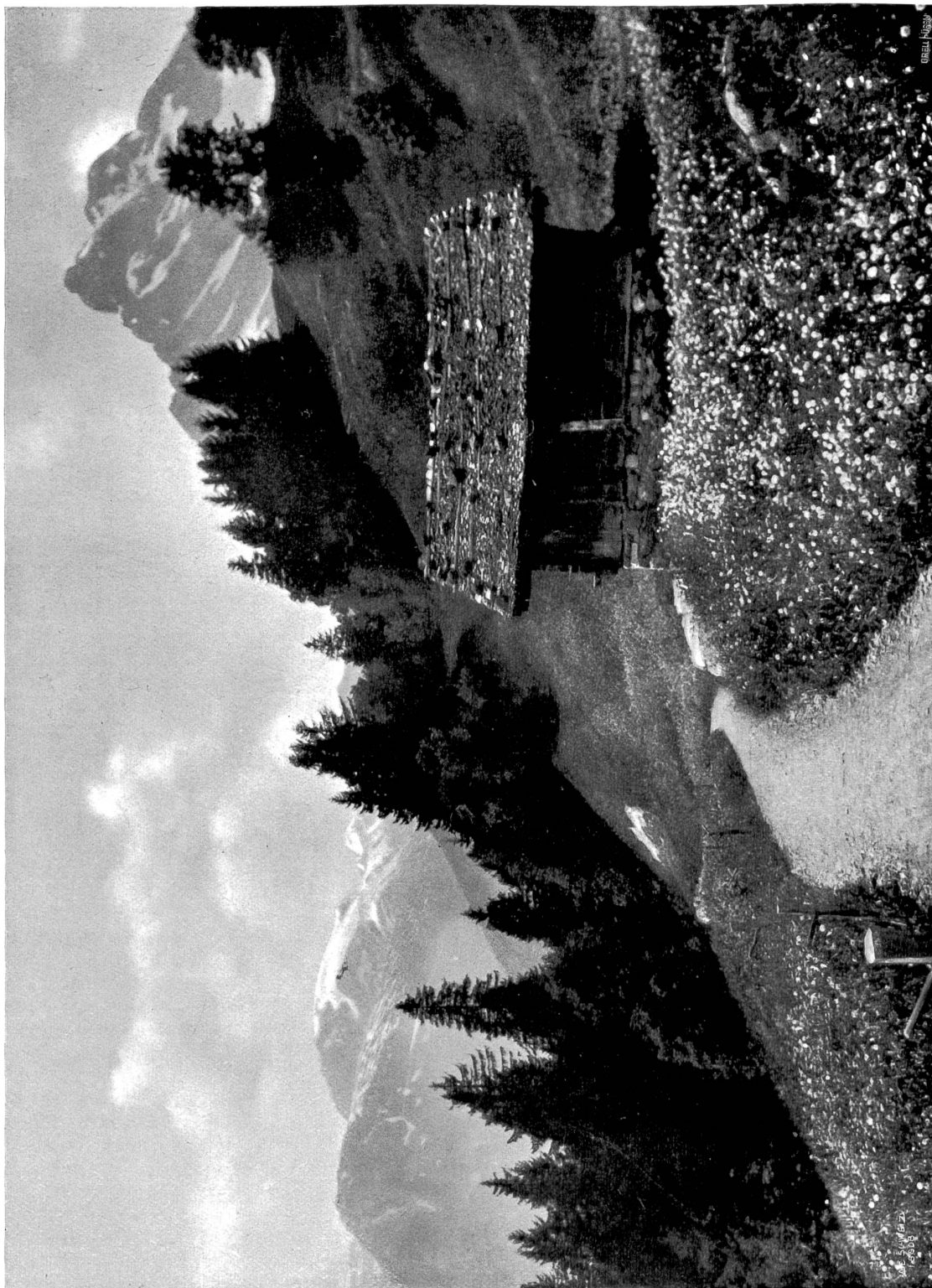
Felder, was alles die duftige Luft, der Hauch des Sees glücklich und einstimmig vereinen.

Die Landschaft, der dunkelgrüne See zwischen steilen, wenig bewaldeten Ufern, die ihn mauergleich einschließen, hat etwas Melancholisches; der Blick geht hinauf in ein enges tiefes Tal, hinab, wo an den Ufern spärliche Dörfer liegen, erbaut auf Schuttkegeln, geringe Matten hinter sich; der steile Fels trägt wenig Erde. Das ganze Bild ist von einer melancholischen Leidenschaft; in einer dunkeln Stunde hat der Schöpfer diesen Gedanken gehabt und geformt. Und dabei blickt der Strand, an dem unser Dorf sich streckt, nach Süden. Es hat eine milde, oft süße Luft. Südliche Ahnungen streichen an dem Ufer entlang, die ersten Veilchen blühen hier unten, wenn eine Stunde höher noch der Schnee unpassierbar liegt. Niemals friert der See zu, lind ist der Winter, schwer der Sommer. Drüben auf der Nordseite bleibt lange der Schnee liegen. Da wölbt sich eine herrliche Alp, bis in den Juni hinein funkelnd wie das silberne Rückenschild eines Riesentieres.

Wie überall, ist auch hier der Frühsummer des Jahres schönster Teil. Schon grünt es, blüht und duftet es, und dennoch tragen alle Gipfel und Gräte noch den weißen Flaum. Wie ewiges Eisgebirge steigen sie in die sehnsuchtsvolle Bläue des Himmels, zwischen Pappelfulissen dehnt sich der märchenhafte Prospekt eines beschneiten Kammes über Seebau und Wäldergrün. Die Wasser stürzen voller denn je über die Felsen herab, und weit und breit rauscht es.

Dieses Rauschen des niederstürzenden Wassers begleitet alle Tage und Nächte der Landschaft. Zu seiner Musik ziehen die Sterne, wandelt die Sonne. Steht man nachts am Ufer, sieht die fernen Lichter drüben und hinten flimmern, dann ist das Wasser wie ein Schummerlied, der ewig gleiche Atem der Finsternis, das Herz der Welt. Am Tage, im Licht rauscht es heller und fröhlicher; aus dunkeln Walde blüht es heraus, an grauen Felsen sprüht es leuchtend herab, Kastaden von Licht, von Sonne, von Jubel des Daseins. Zwei Bäche stürzen sich jäh durchs Dorf, in den See hinab, ungestüme Gesellen, wild und zerstörungsfroh. Aber man hat ihnen feste steinerne Betten gebaut, Wälle errichtet und das Land davor geschützt, unterspült und hinabgerissen zu werden. In dieser Fessengegend gibt es nicht zuviel des fruchtbaren Landes, und auf mühseligen Pässen muß man das Vieh über den Grat hinübertreiben, damit es jenseits des Joches Weide findet. Auch steigt der Wald nicht höher hinauf als bis zu zwölfhundert Metern. An den steilen Abstürzen kann er sich nicht halten. Umsonst blickt die ganze Flanke des Berges nach Süden; der Stein bleibt unfruchtbar. Lawinen rollen über ihn und füllen seine Schluchten. Und also kommt dieser milde sanfte Strand zu seinem melancholischen Gesicht.

In doppeltem Sinn ist unser Dorf ein hölzernes: es hat nicht nur langgestreckte Gassen aus den schönen alten Berner Holzhäusern mit den mächtigen Giebeln und langen Altanen, es ist auch die Heimat der Holzschneiderei. Christian Fischer, der die Schneiderei im Berner Oberland begründete, war hier geboren worden. Und heut gibt es fast in jedem Haus einen Holzschneider.



Auf dem Rubschenweg (Braunwald, Kt. Glarus).
Im Hintergrund Gemsejahren und Clariden.
Nach photographischer Aufnahme von Berta Frey, Schaffhausen.



Schweizerische Bergpost (Flie Lapost auf der Bahhöhe). Phot. G. Gaultier, Graz.

Da sind die ganz kleinen Meister, die im stillen Winter Kästchen und Serviettenringe, Bären, Ziegen, Hirsche schnitzeln und dann an die Großhändler weiterverkaufen. Es gibt Magazine, in denen diese Arbeiten in ungeheurer Masse aufgestapelt sind, von einer winzigen Kuh an bis zum lebensgroßen Bernhardiner. Es gibt da eine staatliche Schnitzschule, in der man den jungen Nachwuchs aufzieht, die Kunst der Vorfahren zu erhalten, und es gibt eine private Fabrik, in der die Ware in größter Menge hergestellt wird. Denn leider ist es meist Ware, Dinge zum Mitbringen, Reiseandenken, banale Volksgestalten, übliche Tiergruppen, Sachen, die das Philisterherz erfreuen.

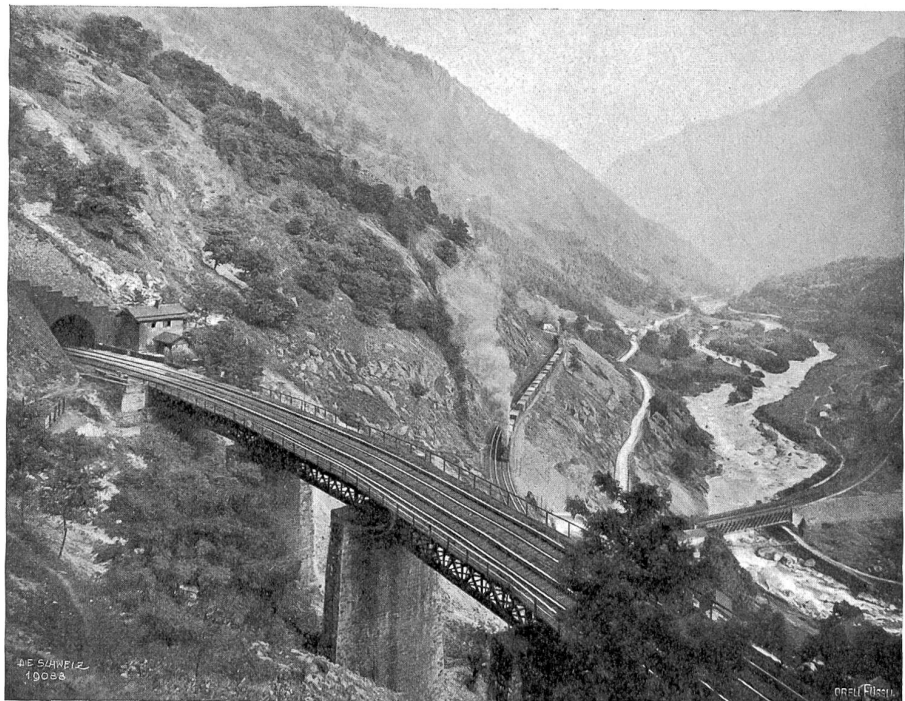
Was einmal eine Kunst war, ist zur Industrie herabgewachsen. Von diesem hölzernen Dorf aus, wo in jeder Familie ein Mitglied mindestens schnitzelt, geht die hölzerne Heimsuchung durch die Welt, die Millionen Tellerchen, Salatbestecke, Waschbecher, Uhrenhalter und was alles sonst noch in Holz möglich ist.

Aber in diesem selben Dorf wird neben dieser Industrie auch noch die alte gute Kunst hochgehalten. Da ist ein Holzschnitzergeschlecht, das Künstler in die Welt setzt. Diese Schnitzler sind wahrhafte Bildhauer. Sie belauschen die Natur, Mensch und Tier, sie zeichnen, modellieren, sie treiben Natur-

studien, sie gehen wohl auch in die Fremde, auf Akademien. Aber sie kehren heim, sie beziehen ein altes Holzhaus, bauen sich ein helles Atelier, wählen ihr Eichen- und Linden- und Nußbaumholz und schnitzeln mit sicherster Hand. Aus diesen zwei, drei Ateliers, die es versteckt im Dorfe gibt, gehen wirklich Werke hervor. Es ist Kunst, die da aus dem Holz geschnitten wird. Tiere in frappanter Bewegung erstehen, Menschen, Bauern in charakteristischer Tätigkeit oder Bewegung, ganze Gruppen von Mensch und Tier. Oft glaubt man, Meunier zu sehen oder die Umsehung Millletscher Gedanken in Plastik. Es ist Volkskunst im besten, im einzig guten Sinne: der Charakter des Volkes, der Landschaft, der nächsten Umwelt, plastisch ausgedrückt mit alten, nur höchst vervollkommenen Mitteln. Hier ist eine alte

Kunstübung erhalten und ausgestaltet. Oft erfüllt modernster Geist — künstlerisch und ethisch — das Werk. Eine Stilifizierung, die ebenso modern ist wie sie dem Trecento eigen sein könnte, typisiert bisweilen das Werk.

Schon gibt es einige Männer im Lande, die diese Schnitzkunst schätzen und fördern. Hier und da sah man schon auf Ausstellungen der Schweiz und des Auslandes dieses und jenes Werk. Aber die Künstler sind bescheiden, weltfremd, eben Volkskünstler bester Art. Der Anregungen im Bezirk sind zu wenige; es fehlen Aufträge, lebendiger Verkehr; es fehlt die



Schweizerische Bergbahn (die drei Bahnlagen und Kehrtunnel der Gotthardbahn bei Giornico, St. Tesfin). Phot. A. Nyffler, Zürich.

Reklame. Abseits von der Straße, an den Fenstern ihrer Ateliers stehen die noch jungen Meister und handhaben ihre Messer. Die Söhne arbeiten vor, schnitzeln vielleicht die Figur nach der Zeichnung oder dem Modell aus dem Rohen oder müssen die Duzendware machen, durch die man sich ernährt. Ein wundervoller reiner Holzduft ist in diesen Ateliers, wie überhaupt das ganze Dorf nach Holz duftet, von den Häusern und den Holzschneidemühlen, die ein Bach treibt. Man geht an den Auslagen vorbei, in denen das verarbeitete Holz in allen möglichen und unmöglichen Gestalten sich häuft; aber dann kommt ein bescheidenes Fenster mit fünf, sechs Figuren: einem Hund, einer Greisengruppe, einem Jungmädchenkopf, einem Stier mit Bauern. Und das ist endlich Kunst! Erstaunt findet man in dem Dorf die edeln Werke eines Künstlers, Erfindungen eines Geistes, Gestaltungen einer Hand, die meisterlich geschult sind. Das ist der junge Hans Suggler, der mit seinem Bruder Albert, jenseits aller Industriebanalität und kaufmännischer Interessiertheit, die Kunst pflegt. Still und ernst, un-



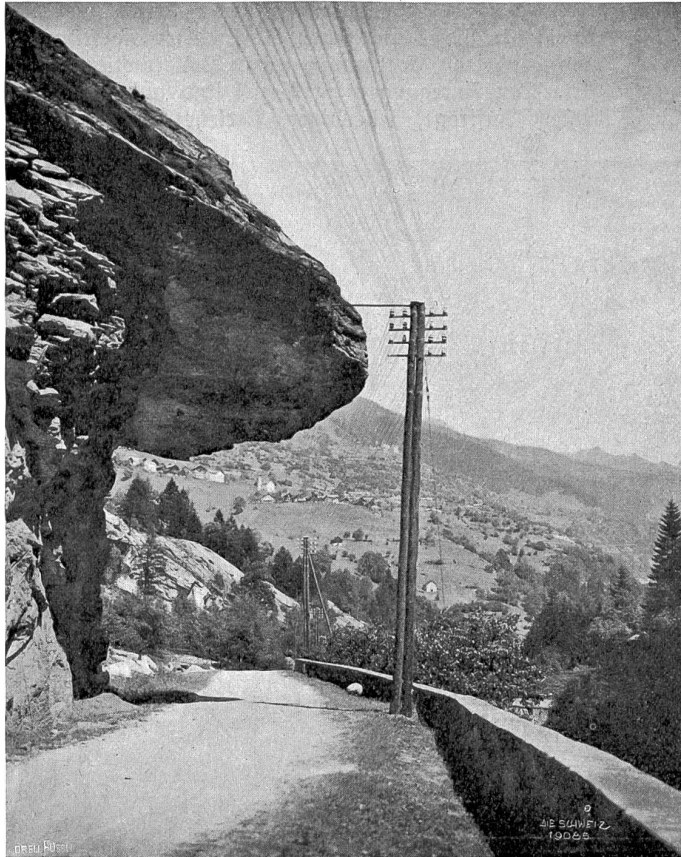
In den Walliser Alpen. Weißhorn (4512m) und Schallhorn (3978m), dazwischen das Schalljoch (3751m). Phot. V. Moser, Zürich.

bewegt in Schicksalen und Begebnissen, gleichmütig, wie es Landesart ist, üben sie ihr edles Handwerk, das zur Kunst emporwächst. Sie arbeiten und warten — vielleicht hoffen sie nicht einmal. Aber das Echte hat Kraft, die heimlich wirkt. Die Fremden, die heute eilig die schöne Dorfstraße passieren und flüchtige Blicke um sich werfen, werden vielleicht bald an diese stillen Ateliers klopfen. Ruhm wird eintreten, Wohlstand und verdienter Erfolg. Diese Leute aber sind nicht von denen, die der Glanz der Welt blenden und das Lob der Welt schwankend machen kann; sie würden aus dem neuen Erfolg nur neue Lust und regere Kräfte schöpfen*).

Das braune Dorf, der grüne See, die steilen Gebirgsmauern, so lange mit Schnee beschüttet, ziehen überhaupt die Kunst an. Auch die Maler lieben diese Landschaft und siedeln sich hier an. Eine ganze Malerkolonie bevölkert die Gegend, sucht sich Modelle unter den schönen langbeinigen Gestalten und Motive in der reich geformten Natur. Das Licht hat hier Farbe und Tiefe und verwandelt sich von Stunde zu Stunde. Silbernes Grau, fattes Violett, Blau in allen Nuancen, abends Gold und Rot auf den Gipfeln, die weichen Tinten der Felsen und die tiefen Grün der Wiesen, das alles sind Feste für Maleraugen. Noch die Nacht behält hier Farben. Wasser und Schnee geben Licht, und die Abstürze schimmern wie Marmorwände.

Jetzt ist das Dorf oft von südlichem Leben erfüllt. Eine Bahn wird gebaut, die es schnell mit dem internationalen Kur-

*). Ueber die Holzschulerei im Berner Oberland und im besondern für die Kunstwerke der Brüder Hans und Albert Suggler vgl. den eingehenden reich illustrierten Artikel von Werner Krebs in unserer „Schweiz“ XVI (1912) Heft 16, S. 265 ff.



Auf der Gotthardstraße durch die Piottino-Schlucht. Phot. H. Nyffel, Zürich.



In den Walliser Alpen. Ober-Gabelhorn (4073 m), von der Constantia-Klubbhütte am Mountet (2894 m) aus, Phot. G. Gautier, Graz.

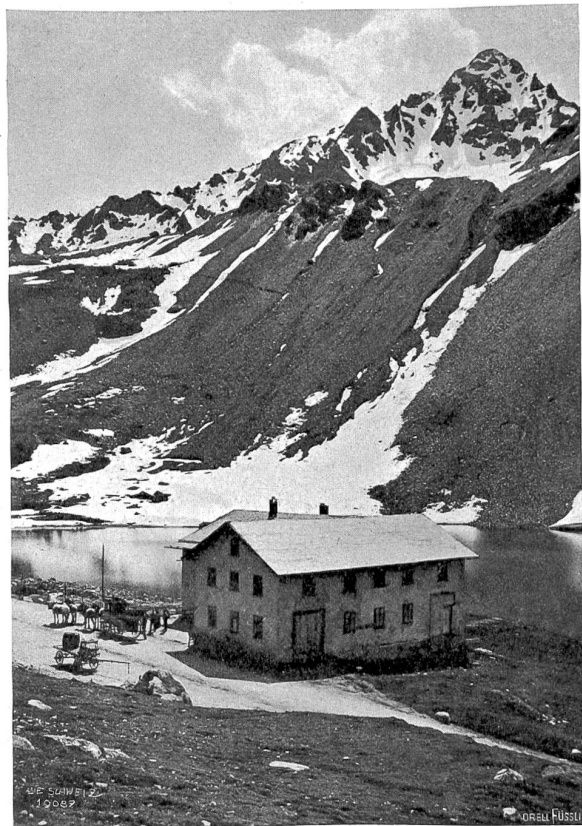
ort der nächsten Nachbarschaft, mit Interlaken, verbinden soll. Und eine ganze Kolonie Italiener, zum Teil mit Frau und Kind, hat die alten Häuser besetzt. Dann stehen die schwarzen Gesellen abends vor den Türen, sitzen auf den Schwellen, hier klingt eine Harmonika, dort ein Lied von Menschenstimmen. Seltsam und traumhaft geht die weiche, süße, warme Sprache hin- und herüber in den Bergdorfsgassen, unter beschneiten Gipfeln. Wind, den die Gletscher der Jungfrau kühlen, streicht über ein umbrisches Gesicht, und ein edles Auge aus der Romagna blickt schwermütig in den nördlichen See.

Ein Tunnel ist tausend Meter lang unter dem Dorf gebohrt. Selbst Feiertags klingen die Sprengschüsse der nie Rastenden und echen in den Bergwänden. Und da man mit der Bahn den Zuzug der Fremden erwartet, den internationalen Einbruch in das bisher so ungestörte Idyll, baut man eine Quaipromenade am Strande entlang, wo bisher die Häuser hart am Wasser standen. Man beschränkt und verdrängt das hier immer freundliche Element, und eine steinerne Straße legt sich wie ein Altan vor das Dorf. Sie berührt die schönste Terrasse der Gegend, den „Bärengarten“, diesen wohnigen Platz unter tiefen verschnittenen Kastanien, mit einer efeumwucherten Balustrade, die mit Vasen und Blumen so südlich anmutet. Gedanken an den Comersee werden hier wach. Aus dem schönen alten Wirtshaus dringt der Geruch von Küche und Wein, schmackhaft und zart, über die alte Balustrade steigt der grüne See, die Tannen- und Felsenhänge des andern Ufers — und wenn dann am Abend das beleuchtete Boot der Dorfmusik vorübergleitet, wenn eine Geige ins Rauschen der Wasserfälle hineinsingt, dann fehlt nichts mehr zu Italien, nicht einmal die Luft, die weich und süß aus dem engen Tal über den See streicht.

Vielleicht blüht an einem warmen Abend magisches

dem verzauberten Friedhof dabei, der seine Toten über den See in den Himmel hebt. Und ganz hinten ein blasser Dunst, ein Schein am Himmel: Interlaken. Dort wird getanzt, gesungen, wird die Großstadt beschworen, indes unser Dorf schon längst im Ster-

Licht über die Seefläche. Es sind die jenseitigen Wasserfälle des Gießbachs, die bunt beleuchtet werden. Roter Dunst steigt wie von Lagerfeuern aus dem Walde, blaues Gewölk erhebt sich wie von Opfern, und goldene Wolken zerfließen wie bei der Erscheinung Heberirdischer. Aber gegenüber glänzt still im Mondlicht, ein zitternder Silberfluß, der Fall des Mühlebachs von hohem Plateau herab. Aus dem Himmel selbst, zwischen Sternen hervor, scheint er zu schießen und verschäumt im Finstern. An dem Ufer weit drüben, weit hinten, blinzeln Lichter, müde Augen, schläfrige Dörfer: an seiner Halbinsel Neltwald, abgeschlossen am Fuß der zwei steil abführenden Straßen; Ober- und Niederried, Dörfer mit träumerischen alten Häusern; Bönigen auf dem flachen „Bödeli“ und Ringgenberg mit seiner hohen alten Kirche und



Flüela-Balpiz (2388 m) mit Schwarzhorn (3150 m). Phot. A. Nyffel, Zürich.

nenfrieden schläft. Unser Dorf ... Wird der Strom der Fremden kommen, wird die Landschaft und die darin heimische Kunst berühmt und gesucht werden? Oder wird man immer eilig sein Gepäck zusammen-

raffen und weiterhaften, wenn das Jügli hält, die Türen geöffnet werden und der Ruf ertönt: „Alles aussteigen! Schiff nach Interlaken! Alles aussteigen! Brienz! Brienz!“?

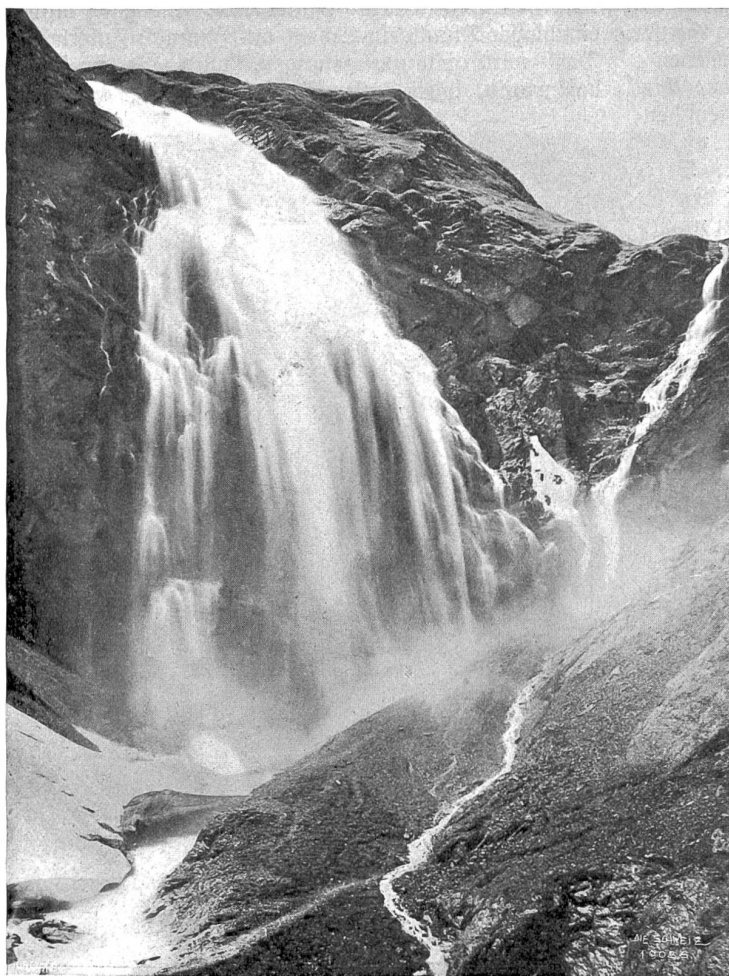
Alpinismus und Schweizerischer Alpenklub.

Nachdruck verboten.

Es wäre eine müßige Arbeit, zu untersuchen, ob die Schweiz heute noch das erste Reiseland der Welt ist, jedenfalls ist sie trotz aller Konkurrenz noch immer das bekannteste geblieben, und jährlich — sei es im Sommer, sei es im Winter — suchen sie Hunderttausende von Fremden auf, um sich an ihren Schönheiten zu erfreuen. Die einen kommen zu uns, um ihre Gesundheit zu stärken, die andern wollen ein Stück vielbesungene schöne Welt kennen lernen, sei es zu Fuß, sei es per Bahn, Rad oder Auto; jene lockt das internationale Fremdenleben in den Kurorten und Sommerfrischen, und diese suchen stille, in abgelegenen Tälern verborgene Dörfchen auf, um hier weitab von der Unruhe und dem Hasten des Tages in stillem Genießen ihre dem Alltag abgetroffene freie Zeit zu verbringen. Und auch die Gruppe jener muß hier angereizt werden, die mit Troß und hohem Gepäck in die Schweiz kommt, weil es noch immer Modesache ist, sich ein paar Kurwochen lang hier aufzuhalten. Für sie alle ist hierzulande trefflich gesorgt; die Schweiz besitzt nicht nur eine bis ins Raffinierteste durchgearbeitete Einnahmequelle, welche die moderne Zeit mit dem häßlichen Worte „Fremdenindustrie“ belegt hat, sondern

dazu als wertvollstes Empfehlungsmittel ein internationales Renommee, gespeist von der jahrzehntelangen Routine unserer Verkehrskreise, den vorzüglichen Verkehrsmitteln, die auch vor den Alpen längst nicht mehr Halt machen, und der Tüchtigkeit des Hotelgewerbes. Jeder Reisende ist willkommen, ob er als schlichter Wanderer mit dem Rucksack auf dem Rücken durch die Lande zieht, um am Abend irgendwo seine müden Glieder in einer bescheidenen Herberge zur Ruhe zu legen, oder ob er zum Kreise jener gehört, die telegraphisch und per Code ihre Zimmer vorausbestellen und die sich ohne Frack und Smoking reiseunfähig fühlen. Sie alle lockt das Land in seiner unveränderlichen Schönheit, und wer zum ersten Mal die Schweiz betritt, im Rücken das weite flache Land der Heimat und vor sich den weiten Kranz der Berge, der glaubt, ein Tor zu einer neuen Welt habe sich vor ihm aufgetan, und sonnigen, unvergeßlichen Tagen schreitet er entgegen.

Wandern und Reisen! Das ist der verlockende Ruf, die Sehnsucht Ungezählter. Was wissen jene Bequemten von der Schönheit der Welt, die nur vom Coupéfenster aus die Landschaft erkennen, die durch rauchige Tunnels hindurch und auf den schon recht ausgetretenen Geleisen des Verkehrs das Ziel ihrer Reise erreichen müssen! Sie werden nur „gereist“; sie sind Transportgegenstand, mehr oder weniger abhängig vom Fahrplan und der Technik, und wenn das vielgeschmähte Automobil keine andere Mission zu erfüllen hätte als die, den Reisenden wieder zum Reisen zu machen, der wenigstens den Fahrplan nicht mehr benötigt und der in der freien Natur vorwärtskommt, so würde das Vehikel schon einen großen Kulturfortschritt bedeuten. Das idealste Reisen aber bleibt das Wandern, erfunden von dem ersten fröhlichen Handwerksburschen, der nichts besaß als ein Paar gesunde Beine und die nötige Zeit, um sich die weite Welt anzusehen. Er ist der klassische Wandersmann, und wenn auch heute die sozialen Verhältnisse dem Handwerksburschenleben gründlich den Todesstoß versetzt haben, seine schönste Betätigung, das Wandern, ist geblieben, das Durchstreifen der Natur, sei es auf gepflegten Wegen, sei es auf selbstgewählten Pfaden. Im Wandern liegt Freiheit, im Wandern liegt Sehnsucht nach Schönheit, im Wandern liegt Freude an der Natur, ganz gleich wohin der Wanderer seine Schritte lenkt, ob er über einen Paß zieht, durch den Wald streift, ob er mit Kameraden auf staubiger Landstraße vorwärtsschreitet oder ob er mit jugendlicher Kraft und Gewandtheit aufwärtsstrebt, einen Gipfel zu bezwingen, wo sich als Lohn für seine körperliche Arbeit die Welt in unbeschreiblicher Schönheit zu seinen Füßen ausbreitet. Denn auch der Alpinismus gehört zum Wandern, und ein echter und rechter Alpinist, der nicht in die unerfreuliche Gruppe der bloßen Gipfelstürmer eingereiht werden will, wird begeistertungsvoll die Natur zu genießen wissen, wenn sie auch einmal nicht mit Gletscher, Firnwand, Eispitze und lebensgefährlichem Abhang in Verbindung steht. Beneidenswert jene, die von



Im Berner Oberland. Engstligenfälle, ca. 150 m hoher Wasserfall des Engstligenbachs 2 Stunden talaufwärts von Adelboden. Phot. A. Rupp, Saarbrücken.